

FREUNDSCHAFT ZWISCHEN MENSCH UND TIER

Ein Bericht über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft

Michael Rosenberger

Kinder, die mit einem Heimtier leben, sagen häufig, er oder sie sei ihr Freund oder ihre Freundin. Mit ihrem Tier gehen sie durch dick und dünn, ihm erzählen sie ihre intimsten Gedanken und Gefühle, die nicht einmal die Eltern oder der beste menschliche Freund erfahren, bei ihm suchen sie Trost und Verständnis, Zärtlichkeit und Nähe. Intuitiv ist für sie klar, dass ihr Tier einen Rang einnimmt, wie sie ihn nur wenigen Menschen zubilligen.

Freilich muss man solche Aussagen in den Kontext der altersspezifischen Entwicklung einordnen. Was manche Kinder von ihrem Heimtier sagen, erzählen andere mit derselben Inbrunst von ihrem Stofftier. Wieder andere Kinder haben eine Phantasiefigur kreiert, die diese Rolle einnimmt. Die Grenze zwischen Fiktion und Realität ist noch nicht klar gezogen. Außerdem wird die Kommunikation zwischen Kind und Heimtier in vielen Fällen noch ähnlich anthropozentrisch ablaufen wie zwischen Kind und Stofftier. Das Kind hat noch keine umfassende Vorstellung von dem, was Freundschaft ausmacht, und erst recht nicht von dem, was ein Tier denkt und empfindet. Es beginnt erst allmählich, sich auf die Perspektive eines Du einzulassen und diese in seine Gedankenwelt zu integrieren.

Gleichwohl bezeichnen nicht nur Kinder ein Tier als ihren Freund oder ihre Freundin. Auch viele erwachsene Menschen verwenden diese Rede-weise. Für sie schwingt darin womöglich die langjährige Treue mit, die sie zwischen sich und dem Tier erlebt haben und die vielleicht schon länger anhält als die Treue des Ehepartners und der meisten menschlichen Freunde.

Die alltagssprachliche Verwendung des Freundschaftsbegriffs für eine Beziehung zwischen Mensch und Tier (wie auch für unzählige Arten von zwischenmenschlichen Beziehungen¹) hat also Konjunktur. Aber trifft sie das, was der Begriff in seiner philosophischen Bedeutung meint? Oder handelt es sich eher um eine vorwissenschaftliche, metaphorische Verwendung des Begriffs? Um diese Frage zu klären, soll zunächst der Begriff der Freundschaft dargelegt werden, der in die biologische Verhaltensforschung

1 Vgl. Rosenberger, Ehe, 116–120.

Eingang gefunden hat. Dann müssen wir die naturwissenschaftliche Frage klären, ob und in welcher Weise Tiere zu Freundschaften in der Lage sind, ehe schließlich die Frage beantwortet werden kann, ob es Freundschaften zwischen Mensch und Tier gibt.

1. Freundschaft als gegenseitiges absichtsloses Wohlwollen. Zur Definition der Freundschaft

Wie lässt sich Freundschaft sachgerecht definieren? Eine klassische und in der Philosophiegeschichte maßgeblich gewordene Begriffsbestimmung findet sich im VIII. und IX. Buch der Nikomachischen Ethik (NE) des Aristoteles. Sie lautet kurz und knapp: Dem Freund wünscht man um seiner selbst willen das Gute². Freundschaft ist also die dauerhafte Beziehung zweier Menschen, die von einem wechselseitigen Wohlwollen um seiner selbst willen geprägt ist. Das Wohl des Freundes oder der Freundin ist der einzige Zweck einer ansonsten absichtslosen Freundschaft.

Deswegen entscheiden sich FreundInnen füreinander in völliger Freiheit. Sie sind weder durch verwandtschaftliche noch durch geschäftliche, noch durch sexuelle oder andere von außen kommende Verpflichtungen oder Interessen motiviert, eine Freundschaft einzugehen. Etymologisch ist es das, was im deutschen Begriff Freundschaft steckt, der vom Adjektiv *frei* abgeleitet ist.

Dabei ist für Aristoteles konstitutiv, dass eine solchermaßen absichtslose Freundschaft nur als *Freundschaft unter Gleichen* möglich ist.³ Besteht zwischen FreundInnen eine hierarchische Über- bzw. Unterordnung (wie zwischen Eltern und Kindern) oder stehen sie zueinander in einer Abhängigkeit (wie der Mitarbeiter zu seinem Vorgesetzten oder der Patient zu seinem Arzt), kann nicht von Freundschaft gesprochen werden. Im Kontext ihrer Beziehung sind FreundInnen einander ebenbürtig.

Das heißt allerdings nicht, dass FreundInnen nicht außerhalb ihrer Freundschaft viele und große Ungleichheiten aufweisen können. Ein sehr reicher und ein sehr armer Mensch können Freunde werden, solange sie nur den unterschiedlichen Wohlstand aus ihrer Freundschaft ausklammern, solange also der Reiche den Armen nicht mit Geschenken überhäuft und der Arme nicht nach Teilhabe am Reichtum des Reichen strebt. Ein sehr alter und lebenserfahrener und ein sehr junger und unerfahrener Mensch können ebenfalls Freunde werden, solange der Alte den Jungen nicht dauernd zu belehren sucht und der Junge den Alten nicht als Beschützer und Fürspre-

2 NE VIII, 2, 1155 b 31f.

3 NE VIII, 8 b 1.

cher missbraucht. Treffend bringt es Robert R. Bell auf den Punkt: „Freunde müssen voneinander als Gleiche betrachtet werden.“⁴ Das ist aber nur möglich, wenn die Freundschaft frei von extrinsischen Zwecksetzungen ist.

Aristoteles unterscheidet diese zweckfreie Freundschaft von einer auf Nutzen oder Lust gerichteten Freundschaft⁵. Die *Nutzenfreundschaft* bringt zwei Menschen um eines wie auch immer gearteten Nutzens willen zusammen. Die *Lustfreundschaft* verbindet zwei Menschen um der erotischen Lust willen miteinander. Die *Tugend- oder Charakterfreundschaft* hingegen ist die Freundschaft um des Freundes oder der Freundin willen, ohne weitergehende Interessen und Zielsetzungen.⁶

In der modernen Verhaltensforschung, auf die ich im Folgenden zurückgreifen werde, wird der Freundschaftsbegriff etwas komplexer formuliert, steht aber der Sache nach der aristotelischen Definition sehr nahe. So verwendet Anja Wasilewski in ihrer Arbeit folgende Definition:

„Freundschaft bezeichnet freiwillige und reziproke, nicht-sexuell motivierte, soziopositive Bindungen zwischen nicht-verwandten Individuen. Sie ist primär dyadisch und besitzt für beide Beteiligten einen subjektiven Wert. Die Freundschaftsbeziehung ist durch positiven Affekt (Sympathie) gekennzeichnet und äußert sich in einer beständigen interindividuellen Präferenz. Diese Definition ist sowohl auf zwischen-menschliche als auch auf zwischen-tierliche und ggf. spezi-
es-übergreifende Sozialbeziehungen anwendbar.“⁷

Ähnliche Definitionen verwendet auch die angelsächsische Verhaltensforschung.⁸ Mitunter werden aber alle engen Bindungen zwischen Individuen als *Freundschaft* bezeichnet, also auch Bindungen zwischen Mutter und Tochter oder zwischen Geschwistern. Der Trend geht freilich dahin, verwandtschaftliche Nahebeziehungen und nichtverwandtschaftliche Freundschaften zu unterscheiden. Daher kann von einer weitgehenden Konvergenz biologischer und philosophischer Definitionen ausgegangen werden – ein für unsere interdisziplinäre Fragestellung nicht zu unterschätzender Vorteil.

Anders als Menschen kann man Tiere nicht fragen, ob sie sich gegenseitig als FreundInnen betrachten. Die Verhaltensforschung braucht also beobachtbare äußere Kriterien, an denen sie abliest, ob man eine Zweierbeziehung als Freundschaft betrachten kann und muss oder nicht. Negativ schlagen hier die aristotelischen Ausschlusskriterien zu Buche: Die

4 Bell, *Friendship*, 10.

5 NE VIII, 3, 1156 a 6 – b 5.

6 NE VIII, 4, 1156 b 6–10.

7 Wasilewski, „Freundschaft“ bei Huftieren, 9.

8 Vgl. Silk, *Cooperation*, 43.

Beziehung darf keinen erkennbaren unmittelbaren Nutzen haben und sie darf nicht durch verwandtschaftliche oder sexuelle Interessen motiviert sein. Positiv müssen sich Kriterien finden, die die Sympathie und Präferenz zweier Freunde füreinander unzweifelhaft erkennen lassen. Das kann ein höheres Maß an wechselseitiger Körperpflege oder nichtsexueller Zärtlichkeit sein, eine entspannte Gestik und Mimik bei Körperkontakt, das häufige absichtslose Teilen von Nahrung, der Einsatz für den Anderen mit hoher Opferbereitschaft und schließlich nach dem Tod eines der beiden die Trauer des hinterbliebenen Freundes. Der häufige Aufenthalt in der Nähe eines Artgenossen hingegen kann auch aus Langeweile oder dem Bedürfnis nach Geselligkeit entspringen und ist für die Verhaltensforschung alleine kein hinreichendes Kriterium für eine Freundschaft.⁹

2. Freundschaft zwischen Tieren derselben Spezies

Lange Zeit war „das F-Wort“ in der Verhaltensforschung verpönt. Freundschaft sah man als etwas exklusiv Menschliches an, und aus diesem Grund suchte man im Tierreich gar nicht danach. Als Barbara B. Smuts 1985 ein Buch über Paviane veröffentlichte, das den Begriff „Freundschaft“ im Titel trug, galt dies in Fachkreisen als naive Anthropomorphisierung. Erst seit der Jahrtausendwende wird dieses Vor-Urteil in Frage gestellt. Man schaut unvoreingenommener hin und beobachtet die Beziehungen sozial lebender Tiere auch individuell und nicht mehr nur kollektiv. Und siehe da: Freundschaften unter ihnen sind nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Außerdem haben diese wie beim Menschen Bedeutung für die gesamte Gruppe. Freundschaften und Feindschaften sind grundlegende Strukturelemente in Gruppen sozial lebender Tiere¹⁰. Daher gilt mittlerweile: „Applying the term ‚friendship‘ to animals is not anthropomorphic.“¹¹

2.1. Phänomenologische Grundzüge tierlicher Freundschaften

Mittlerweile sind detaillierte Studien erschienen, die sich auf eine breite Palette von wildlebenden Tierarten beziehen und individuelle Freundschaften im oben definierten Sinn nachweisen: Menschenaffen, Tieraffen, Delfine, Elefanten, Löwen, Hyänen, Giraffen, Wildpferde und sogar Fledermäuse. Bei vielen dieser Arten dauern die Freundschaften über Jahre, oft sogar län-

9 Vgl. Wasilewski, Huftieren, 194.

10 Vgl. Kerth, Bats. 2765.

11 Seyfarth/Cheney, Origins, 153.

ger als der Beobachtungszeitraum der Forscher, so dass diese kein Ende der Freundschaft beobachten können. Freundschaften finden zwischen zwei weiblichen Tieren oder zwei männlichen Tieren oder einem weiblichen und einem männlichen Tier statt. Wenn bei einer Tierart im Erwachsenenalter das weibliche Geschlecht die Gruppe verlässt, um sich in einer anderen Gruppe zu paaren, sind Freundschaften zwischen Männchen häufiger, z.B. bei Schimpansen und Delfinen. Sind wie bei Pavianen die Weibchen das in der Gruppe verbleibende Geschlecht, ist es umgekehrt.¹² Zugleich sind die Freundschaften desjenigen Geschlechts intensiver und dauerhafter, das weniger Freundschaften pflegt.¹³

Bei den meisten der genannten Tierarten sind langdauernde enge Beziehungen zwischen Nichtverwandten häufiger als zwischen Verwandten, während weniger enge Beziehungen häufiger zwischen Verwandten vorkommen. Zwischen erwachsenen Geschwistern, die in einer engeren Bindung zueinander leben, gibt es zudem am meisten Streit. Freundschaften im engen Sinn der obigen Definition übertreffen also von ihrer Intensität und Dauer her die quantitativ häufiger beobachtbaren familiären Bande. Dabei spielen ein ungefähr gleiches Alter und ähnliche Ranghöhe in der Gruppe eine große Rolle. Auch im Tierreich sucht man Freundschaften unter Gleichen.¹⁴

Geschlossen werden Freundschaften bei Tieren wie beim Menschen meist am Übergang zum Erwachsenenalter. Interessant ist, dass Primaten im Vergleich zu anderen Tierarten nur wenige Freundschaften schließen, diese dafür aber umso länger beibehalten.¹⁵ So dauern die sozialen Bindungen männlicher Schimpansen, die weit häufiger zwischen Nichtverwandten als zwischen Verwandten stattfinden, in rund einem Viertel der Fälle länger als die bisher längste Beobachtungszeit von zehn Jahren.¹⁶ Schimpansen sind erst mit etwa 15 Jahren erwachsen und sterben mit etwa 30 Jahren. Wenn ihre Freundschaften länger als zehn Jahre halten, dann muss man vermuten, dass sie in der Regel bis zum Tod des einen andauern.

Woran kann der Mensch die Freundschaft zweier Tiere erkennen? FreundInnen kraulen und streicheln einander, pflegen einander den Körper, verbringen viel Zeit miteinander, spielen miteinander und unterstützen sich sowohl mental als auch „handgreiflich“ in gruppeninternen Konflikten. Hinterbliebene trauern lange Zeit um ihreN verstorbenen FreundIn. Männliche Freunde gehen außerdem miteinander auf Patrouille und kämpfen gemein-

12 Ebd. 153.

13 Ebd. 157–159.

14 Ebd. 170; Brent et al., *Neuroethology*, 3.9.

15 Vgl. Brent et al., *Neuroethology*, 2.

16 Vgl. Seyfarth/Cheney, *Origins*, 157–159.

sam gegen Feinde, jagen gemeinsam und teilen die Beute miteinander.¹⁷ Weibliche Freundinnen helfen einander bei der Aufzucht der Nachkommen.

Domestizierte Tiere verhalten sich nicht wesentlich anders als wildlebende Tiere. Pferde, Esel, Rinder und Schafe bilden innerhalb größerer Herden kleine Cliques und innerhalb dieser jahrelang stabile Zweierfreundschaften.¹⁸ Gleichaltrige Tiere schließen besonders oft Freundschaften, und hörnertragende Schafböcke bevorzugen Freunde, die ebenfalls Hörner tragen. Außerdem scheint es die Bindung zu fördern, wenn zwei Tiere gleichzeitig in eine neue Gruppe oder eine ungewohnte Umgebung gebracht werden.

Anja Wasilewski zieht daraus ethische Folgerungen für die Tierhaltung: Es gehe darum, Freundschaften zwischen Tieren zu erkennen und wahrzunehmen, Freundespaare nicht auseinanderzureißen sowie Haltungsformen zu suchen, die möglichst freie Interaktionen zwischen FreundInnen ermöglichen.¹⁹

2.2. Kognitive Grundlagen tierlicher Freundschaften

Um Freundschaften schließen zu können, bedarf es einer Reihe von hoch entwickelten kognitiven Fähigkeiten.²⁰ Zunächst einmal müssen sich die Mitglieder einer Gruppe wechselseitig als einzigartige Individuen erkennen. Diese individuelle Erkennung muss über Raum und Zeit fortdauern. Sie erlaubt es, ein Individuum mit seinen Eigenarten immer besser kennenzulernen. Auf dieser Grundlage entstehen Sympathie und Antipathie. Es kann eine Entscheidung getroffen werden, einander näher zu kommen und enger miteinander zu kooperieren. Außerdem braucht es eine Wahrnehmung des sozialen Netzwerks der anderen Gruppenmitglieder: Wer ist mit wem befreundet, wer steht mit wem in Feindschaft?²¹

Zum Schließen und Pflegen von Freundschaften *nicht* erforderlich ist eine Vorstellung von der eigenen Zukunft. Es genügt die differenzierte Erinnerung an die Vergangenheit, und die ist empirisch bei vielen Tierarten nachgewiesen. Nicht erforderlich ist außerdem eine explizite Vorstellung und Beschreibung von eigenen und fremden Beziehungen. Es genügt voll auf eine implizite Vorstellung, wie sie auch Menschenkinder in den ersten Lebensjahren von ihren Beziehungen haben, und die ist bei vielen Tierarten ebenfalls nachgewiesen.²²

17 Vgl. Silk, Cooperation, 39.

18 Vgl. Wasilewski, „Freundschaft“ bei Huftieren.

19 Ebd. 265f.

20 Vgl. Silk, Cooperation, 39.

21 Vgl. Brent et al., Neuroethology, 4.

22 Vgl. Seyfarth/Cheney, Origins, 163.

Zumindest höhere Säugetiere verfügen über all das, was kognitiv zum Schließen und Pflegen von Freundschaften nötig ist: Emotionalität, Erkenntnisvermögen, ein komplexes soziales Zusammenleben sowie Lernfähigkeit. Die Gehirnstrukturen der Säugetiere sind nahezu identisch, die grundlegenden sozialen Mechanismen ebenfalls. Deshalb ist anzunehmen, dass nichtmenschliche Säugetiere bei aller Differenz doch ähnlich wahrnehmen und empfinden wie der Mensch – mit dem einzigen Unterschied, dass die kognitiven Möglichkeiten des Menschen quantitativ weit größer sind als die aller anderen Tierarten.

2.3. Evolutive Funktionen tierlicher Freundschaften

Freundschaft ist kein menschliches Privileg, sondern eine Möglichkeit weiter Teile des Tierreichs.²³ Sie ist ebenso evolviert wie das Gehirn und das Verhalten. Damit ist aber impliziert, dass Freundschaft aus der Beobachterperspektive der Evolutionsbiologie betrachtet Vorteile haben muss. Auch wenn FreundInnen ihre Freundschaft subjektiv zweckfrei und absichtslos schließen und verwirklichen, muss diese doch objektiv betrachtet Überlebensvorteile bieten.²⁴

Viele dieser Vorteile werden ganz allgemein aus sozialen Bindungen zwischen Individuen resultieren und sind nicht exklusiv auf Freundschaften bezogen. Sozial gut vernetzte Individuen sind weniger verletzlich gegenüber Beutegreifern, besser in der Lage, ihre Ressourcen zu verteidigen, und besser fähig, vom Wissen anderer ArtgenossInnen zu profitieren. Dafür müssen sie sich aber an die ArtgenossInnen anpassen und riskieren die Ansteckung mit infektiösen Krankheiten sowie die Tötung ihres Nachwuchses durch die ArtgenossInnen.²⁵ Offensichtlich überwiegen jedoch die Vorteile sozialer Bindungen deren Nachteile, denn sonst wären jene Tiere ausgestorben, die viel soziale Nähe suchen.

Allerdings muss es einen noch größeren Evolutionsvorteil bieten, dass Individuen neben den familiären Bindungen zusätzlich Freundschaften zu nichtverwandten ArtgenossInnen pflegen.²⁶ Und dieser Vorteil lässt sich mittlerweile empirisch belegen. Freundschaften sorgen im Durchschnitt für – eine höhere Lebenserwartung: Je intensiver und dauerhafter ihre Freundschaften sind, umso länger leben die betreffenden Individuen.²⁷

23 Vgl. Silk, *Cooperation*, 38.

24 Vgl. Brent et al., 1.

25 Vgl. Silk et al., *Chacma*, 197.

26 Vgl. Seyfarth/Cheney, *Origins*, 170.

27 Vgl. Silk, Strong, 1359.

Der Einfluss von Freundschaften auf das Lebensalter ist sogar höher als der des sozialen Rangs in der Gruppe.²⁸

- eine höhere Reproduktionsrate sowohl der Männchen, die es vermittels ihrer Freunde leichter schaffen, das Werben um ein Weibchen und die Pflichten in ihrer Gruppe zu vereinbaren²⁹, als auch der Weibchen³⁰.
- eine höhere Überlebensrate der Kinder, weil sich die Freundinnen einer Mutter ebenfalls um deren Kinder kümmern.³¹ Sie schützen diese gegen Fressfeinde, vermitteln, wenn die Kinder in gruppeninterne Konflikte verwickelt sind, und sorgen für ein stressärmeres Aufwachsen der Nachkommen ihrer Freundin.³²
- eine signifikante Stressreduktion, die sich an der deutlich geringeren Konzentration von Glukokortikoiden im Blut ablesen lässt.³³ Durch ihre Zärtlichkeit, ihren mentalen und realen Beistand in Konflikten und durch die wechselseitige Unterstützung sorgen FreundInnen dafür, dass sich ihre Stressbelastung erheblich verringert.

All diese Beobachtungen bestätigen letztlich, was wir auch von zwischenmenschlichen Freundschaften wissen.³⁴ Ja, beim Menschen haben sogar die FreundInnen von FreundInnen eine ähnlich positive Wirkung wie die FreundInnen selbst – sie verstärken den Freundschaftseffekt.³⁵ Die Vermutung liegt nahe, dass das auch im Tierreich gilt, wenngleich noch keine genügende empirische Basis gegeben ist, um sie zu beweisen.³⁶ Gleichwohl sind Mensch und Tier einander viel ähnlicher als noch vor wenigen Jahren gedacht.

2.4 Die subjektive Bedeutung von Freundschaften für die Tiere selbst

Freundschaften von Tieren lassen sich ebenso wie die von Menschen aus der Beobachterperspektive der empirischen Wissenschaften betrachten. Die so gewonnenen Erkenntnisse erklären viel davon, wie und warum es im Laufe der Evolutionsgeschichte zur Ausbildung von Freundschaften ge-

28 Ebd. 1360.

29 Vgl. Zimmer, Benefits, 4.

30 Vgl. Cameron/Setsaas/Linklater, Bonds, 13850.

31 Vgl. Silk/Alberts/Altmann, Baboons, 1233; Cameron/Setsaas/Linklater, Bonds, 13850.

32 Vgl. Silk et al., 3101–3103.

33 Ebd. 3099, Zimmer, Benefits, 7.

34 Vgl. Zimmer, Benefits, 7.

35 Vgl. Bren, Friends, 211.

36 Ebd. 216

kommen ist. Doch wer seine eigenen Freundschaften betrachtet, wird damit nicht zufrieden sein. Er sieht sie ja nicht primär als von außen verursacht, sondern als von innen her gewollt und bejaht. Zur Beobachterperspektive hinzukommen muss daher die Teilnehmerperspektive der Sinnwissenschaften, die die tiefere Bedeutung von Freundschaften für die handelnden Subjekte erschließt.

Für Joan B. Silk ist evident, dass auch die Biologie dieser anderen Seite der Freundschaft Rechnung tragen muss. Mögen Freundschaften auch aus der distanzierten evolutionsbiologischen Beobachterperspektive betrachtet der Logik des *Tit-for-tat* folgen, so könne dies doch nicht alles sein.³⁷ Zwar seien Gleichheit und Reziprozität auch unter FreundInnen nicht ausgeblendet, doch ermöglichten diese allein keine erschöpfende Betrachtung von Freundschaften.³⁸ Gegenseitigkeit sei kein Motiv für Freundschaft.³⁹ FreundInnen rechneten die empfangenen und die gegebenen Wohltaten nicht gegeneinander auf.⁴⁰ Ihre Freundschaft sei eine *Cooperation without Counting*, Zusammenarbeit ohne Berechnung.

Worin also liegt die tiefere Bedeutung von Freundschaften? Zu dieser Frage wird in anderen Artikeln dieses Bandes mehr und gründlicher Stellung bezogen. Dennoch soll wenigstens in Stichworten resümiert werden, worum es geht: Freundschaften bieten einen der wenigen Freiräume von Leistungs- und Kostendruck, von den hohen Erwartungen an Attraktivität und sex appeal und von der Notwendigkeit, sich auf Grund vielfältiger äußerer Interessen strategisch zu verhalten. Innerhalb des intimen und geschützten Raums einer Freundschaft können die FreundInnen Gedanken, Gefühlsäußerungen und Verhaltensweisen frei und ungezwungen äußern und Neues ausprobieren, ohne für Ungeschicklichkeiten oder Fehler gleich bestraft zu werden. Sie können ihre Identität Schritt für Schritt entdecken und entfalten. Auf diese Weise gewinnen sie ein stärkeres Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein und entwickeln ein Vertrauen in sich selbst und in den Freund oder die Freundin. Mit der Zeit wächst eine Treue zu sich selbst und zu dem oder der Anderen.

Ist das auch in Tierfreundschaften so – wenn auch vielleicht in geringerem Maße als bei Menschen? Bisher gibt es nur erste Hinweise. Die subjektive Seite, also das Erleben einer Freundschaft, lässt sich bei Tieren naturgemäß viel schwerer erforschen als bei Menschen, da Tiere uns darüber nicht direkt Auskunft geben können. ForscherInnen müssen lernen, die tierlichen Ausdrucksmöglichkeiten wahrzunehmen und zu interpretieren.

37 Vgl. Silk, *Cooperation*, 37.

38 Ebd. 38.44.

39 Ebd. 47–49.

40 Ebd. 51.

Jan M. Engelmann und Esther Herrmann⁴¹ haben dies in jüngster Zeit an Schimpansen versucht. In einer Gruppe von fünfzehn Individuen identifizierten sie zunächst durch Beobachtung, wer mit wem eng befreundet war und wer mit wem nicht befreundet war. Dann spielten sie mit den Schimpansen das Vertrauensspiel, das im Rahmen der Spieltheorie experimenteller Ökonomik verwendet wird. In diesem Spiel muss der eine Spieler – der Vertrauensgeber – durch Eingehen eines Wagnisses zeigen, ob er dem anderen vertraut oder nicht. Der andere – also der Vertrauensnehmer – kann daraufhin das in ihn gesetzte Vertrauen honorieren oder missbrauchen. Im Falle des Nicht-Vertrauens hat der Vertrauensnehmer keine Reaktionsmöglichkeit.

Der Vertrauensgeber-Schimpanse erhielt folgende Wahlmöglichkeit: Entweder zog er am „Kein-Vertrauens-Seil“, das ihm selbst direkten Zugang zu einem wenig geliebten Nahrungsmittel bot. Oder er zog am „Vertrauens-Seil“, das dem anderen Schimpansen Zugang zu einer größeren Menge sehr verlockender Speisen bot. In diesem Fall musste der Vertrauensgeber darauf vertrauen, dass der Vertrauensnehmer ihm etwas von den Köstlichkeiten abgibt. – Das Ergebnis zeigte einen signifikanten Zusammenhang zwischen Freundschaft und Vertrauen: Die Schimpansen zogen weit öfter das „Vertrauens-Seil“, wenn ihnen ihr Freund gegenüber saß.

Zumindest manche Tiere empfinden Freundschaften also auch subjektiv ähnlich wie Menschen. Damit haben wir gute Gründe, den Freundschaftsbegriff nicht nur metaphorisch, sondern in realer Analogie auf sie anzuwenden. Aber kann es auch Freundschaften über Artgrenzen hinweg geben? Setzt nicht die Gleichheitsforderung des Aristoteles voraus, dass es sich um Individuen ein- und derselben Art handelt?

3. Freundschaften über Artgrenzen hinweg

Oben hatten wir festgehalten, dass die aristotelische Gleichheitsforderung keine deskriptive, sondern eine normative Forderung darstellt: Auch ein alter und ein junger, ein armer und ein reicher Mensch sind sich *de facto* nicht gleich. Aber sie können sich im Kontext ihrer Freundschaft als gleich betrachten, solange sie nur die Bereiche, in denen Ungleichheiten bestehen, aus ihrer Beziehung ausgrenzen. Das ist mitunter nicht leicht, aber es ist prinzipiell möglich. Unter dieser Maßgabe können aber auch Tiere unterschiedlicher Spezies miteinander Freundschaft schließen. Mag ihr Artunterschied auch größer sein als der Alters- oder Einkommensunterschied zweier Menschen, er stellt doch keine unüberwindliche Hürde dar. Das gilt auch,

41 Vgl. Engelmann/Herrmann (a+b).

wo ein Tier mit dem zweibeinigen Tier der Gattung homo sapiens Freundschaft schließt.

Freundschaften zwischen Tieren verschiedener Spezies sind wissenschaftlich noch kaum erforscht. Eine seltene Ausnahme stellen die Arbeiten von Anja Wasilewski dar. In einer Herde von Pferden und einem einzigen Esel beobachtete sie eine dauerhafte und enge Freundschaft zwischen diesem kastrierten männlichen Esel und einer Pferdestute.⁴² Nun sind Pferd und Esel noch relativ nah verwandt, und außerdem war der Esel mangels Alternativen gezwungen, ein Pferd als Freund zu suchen. Aber zumindest für Tiere in menschlicher Obhut gibt es bereits zahllose nichtwissenschaftliche, aber immerhin durch Videos publizierte Belege für artübergreifende Freundschaften. Zwischen Hund und Gepard, aber auch zwischen Hund und Ratte; zwischen Pferd und Esel, aber auch zwischen Pferd und Ziege sowie zwischen Ziege und Nashorn; zwischen Riesenschildkröte und Gans, Giraffe und Strauß, Hirsch und Kaninchen, Löwe und Bär usw.

Nach den strengen Kriterien der aristotelischen Definition müsste man vermutlich viele dieser Freundschaften bei näherem Hinsehen als Geschwisterschaften identifizieren. Der oder die menschliche TierhalterIn ist für sie in der Vater- oder Mutterrolle, und so verhalten sie sich untereinander wie (Lieblings-) Geschwister. Außerdem hat in den meisten Fällen mindestens eines der beiden Tiere keine Chance, einen Artgenossen als Freund zu wählen.

Nun gibt es aber auch Dokumentationen artübergreifender Freundschaften, in denen eines der beiden Tiere wildlebend ist. Isobell Springett auf Vancouver Island dokumentiert die intensive Beziehung zwischen dem wilden Reh, das sie Pippin nennt, und ihrer Hündin Kate. Pippin ist gut integriert in seine Rehherde, kommt aber Kate regelmäßig besuchen, um mit ihr zu spielen und Zärtlichkeiten auszutauschen. Entstanden ist die Freundschaft zwischen den beiden allerdings in Pippins Kindheit. Das Rehkitz war von seiner Mutter verlassen worden, Springett hatte es auf ihrem Grundstück gefunden und solange großgezogen, bis es von selbst im Wald verschwand. In dieser Zeit hatten Reh und Hündin *Freundschaft* geschlossen. Ist Kate für Pippin womöglich so etwas wie die Ersatzmutter?

Eine in der Genese ähnliche Beziehung hat der norwegische Fotograf Torgeir Berge dokumentiert: Als er mit seiner Schäferhündin Tinni spazieren geht, kommt aus dem Unterholz ein junger Fuchswelpe, der offensichtlich verlassen worden ist. Tinni bleibt ruhig und wartet, was passiert. Da geht der Fuchswelpe zögernd auf sie zu. Doch als er ihr Herrchen sieht, verschwindet er im Unterholz. Zwei Tage später vollzieht sich an derselben Stelle dasselbe Spiel. Diesmal traut sich der Fuchswelpe schon mehr. Berge

42 Vgl. Wasilewski, „Freundschaft“ bei Huftieren, 198.

vermutet, dass seiner Mutter etwas zugestoßen ist, und legt für den kleinen Welpen, den er Sniffer nennt, Futter an den Waldrand. So entsteht nach und nach eine enge und vertrauensvolle Beziehung zwischen den dreien, vor allem aber zwischen den beiden nichtmenschlichen Tieren. Sniffer geht es dabei nicht um das Futter, sondern um Tinni.⁴³

Viele der angeführten Beispiele enger artübergreifender Beziehungen mögen eher mit familiären Beziehungsmustern als mit dem Paradigma einer Freundschaft zu erklären sein. Die Tiere werden einander Geschwister oder stehen sich nahe wie Mutter und Kind. Manche Beispiele wie das von Anja Wasilewski scheinen mir aber tatsächlich am besten als Freundschaft erklärbar. Grundsätzlich lässt sich also sogar die Artgrenze überwinden, wenn sich zwei Individuen mögen und das Zusammensein als wertvoll und beglückend erfahren. Damit ist prinzipiell auch eine Freundschaft zwischen Mensch und Tier möglich, der der nun folgende letzte Abschnitt gewidmet ist.

4. Freundschaft zwischen Mensch und Tier

Für viele Menschen ist ihr Heimtier „der beste Freund“. Und doch enthält das Lexikon der Mensch-Tier-Beziehungen aus dem Jahr 2015 das Stichwort „Freundschaft“ nicht.⁴⁴ Gemeinhin wird das Heimtier wissenschaftlich wie vorwissenschaftlich vorwiegend als Kind der Familie und Geschwister der Kinder wahrgenommen:

„Bis zu siebzig Prozent der Tierbesitzer geben an, dass ihr Tier wie ein Kind oder ein Ersatz für ein Kind ist. Kinder beschreiben das Familien-tier oft als Geschwisterkind. Auch der Verlust eines Heimtieres wird in vielen Fällen ähnlich wie der Tod eines Familienmitgliedes wahrgenommen, je nach Bindung an das Tier.“⁴⁵

Im Regelfall dürfte die Einordnung eines Heimtieres als Familienmitglied angemessener sein als seine Bezeichnung als FreundIn. Denn wenn wir der aristotelischen Definition folgen, können Abhängigkeitsverhältnisse nie als Freundschaft bezeichnet werden. Das Heimtier ist aber abhängig von den ihn haltenden Menschen. Diese geben ihm Zuhause und Futter, Fürsorge in allen Schwierigkeiten und entscheiden, wenn es sein muss, sogar über seinen Tod.

43 Vgl. Berge/Helberg, Freundschaft.

44 Vgl. Petrus/Ferri, Lexikon.

45 Beetz, Psychologie, 143f.

Das Paradigma familiärer Beziehungen zwischen TierhalterInnen und ihren Heimtieren wird durch einen anderen Aspekt weiter untermauert: Gefährrentiere können vor allem im Nachbarschaftsbereich Katalysatoren für das Knüpfen zwischenmenschlicher Beziehungen sein. Kommunikation und sogar körperliche Nähe entstehen oft zuerst mit dem Tier, dann über das Tier und erst am Ende im direkten zwischenmenschlichen Kontakt. Pets können daher insbesondere für allein lebende Menschen zu einem wichtigen Faktor werden, um in ihrer Nachbarschaft Beziehungen zu knüpfen und zu erhalten.⁴⁶ Diese Katalysatorfunktion teilen sie mit Kleinkindern.

HeimtierhalterInnen empfinden die Beziehung zu ihrem Tier subjektiv oft enger als die Beziehung zu nahestehenden Menschen. Auch die objektiv nachweisbaren Wirkungen einer Mensch-Heimtier-Beziehung sind erstaunlich: Stressbedingter Bluthochdruck z.B. wird durch die Nähe eines Gefährrentiers besser bekämpft als durch die Nähe des Ehepartners oder menschlicher Freunde. Menschen mit einem Hund überleben einen Herzinfarkt 8,6-mal öfter als Menschen ohne Hund. Und auch für eine Reihe anderer Krankheiten gibt es empirisch belegbar bessere Heilungschancen, wenn man ein Heimtier in seiner Nähe hat. Gleichwohl sind TierhalterInnen keineswegs sozial untüchtig oder wollen menschliche Kontakte durch Tiere ersetzen. Die meisten TierhalterInnen, die eine innige Beziehung zu ihrem Tier pflegen, haben eine ebenso hohe Fähigkeit zu zwischenmenschlicher Liebe und Empathie.⁴⁷

Manchmal schaffen es Tiere offenbar besser als Menschen, das Herz eines Menschen zu öffnen und mit ihm eine innige Verbindung herzustellen. Die vielfältigen Entwicklungen der tiergestützten Therapie sind dafür ein sprechender Beleg. Umgekehrt deuten sich auch Vorteile für Tiere an, die eine enge Beziehung zu einem Menschen haben.⁴⁸ Von daher sind Freundschaften zwischen Mensch und Tier nicht nur in der Theorie denkbar, sondern auch in der Realität sehr wahrscheinlich – Freundschaften außerhalb von Abhängigkeitsverhältnissen, auf einer Basis der Gegenseitigkeit und beiderseitigen Freiwilligkeit. Freundschaften, die in beiden Richtungen eine große Intimität und ein hohes Vertrauen schaffen. Ihre wissenschaftliche Erforschung steht aber noch ganz am Beginn.

46 Vgl. Wood, *Pet*, 2.

47 Vgl. Walsh, *Significance*, 466–468.

48 Ebd. 466f.; Rehn, *Best*.

Literatur

- Beetz, Andrea M., Psychologie und Physiologie der Bindung zwischen Mensch und Tier, in: Otterstedt, Carola/Rosenberger, Michael (Hg.), *Gefährten, Konkurrenten, Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs*, Göttingen 2009, 133–152.
- Bell, Robert R., *Worlds of Friendship*, London 1981.
- Berge, Torgeir/Helberg, Berit, Tinni & Sniffer: Eine abenteuerliche Freundschaft, Kander 2014.
- Brent, Lauren J.N., Friends of friends: Are indirect connections in social networks important to animal behaviour? in: *Animal Behaviour* 103 (2015), 211–222.
- Brent, Lauren J.N., Friendship: Friends with many benefits, in: *New Scientist* 2970 (2014), 37–39.
- Brent, Lauren J.N. et al., The neuroethology of friendship, in: *Annals of the New York Academy of Sciences* 1316, (2014), 1–17.
- Cameron, Elissa Z./Setsaas, Trine H./Linklater, Wayne L., Social bonds between unrelated females increase reproductive success in feral horses, in: *Proceedings of the National Academy of Sciences* 106/33 (2009), 13850–13853.
- Dagg, Anne Innis, *Animal friendships*, New York 2011.
- Engelmann, Jan M./Herrmann, Esther, Chimp friendships based on trust, in: *Nature* 529 (2016a), 258.
- Engelmann, Jan M./Herrmann, Esther, Chimpanzees Trust Their Friends, in: *Current Biology* 26 (2016b), 252–256.
- Kerth, Gerald/Perony, Nicolas/Schweitzer, Frank, Bats are able to maintain long-term social relationships despite the high fission–fusion dynamics of their groups, in: *Proceedings of the Royal Society B* 278 (2011), 2761–2767.
- Kotschal, Kur, *Einfach beste Freunde. Warum Menschen und andere Tiere einander verstehen*, Wien/München 2014.
- Otterstedt, Carola/Rosenberger, Michael (Hg.), *Gefährten, Konkurrenten, Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs*, Göttingen 2009.
- Petrus, Klaus/Ferrari, Arianna (Hg.), *Lexikon der Mensch-Tier-Beziehungen*, Bielefeld 2015.
- Rehn, Therese, *Best of friends? Investigating the Dog-Human Relationship*, Uppsala 2013.
- Rosenberger, Michael, Ehe als Freundschaft? Kritische Anmerkungen zur Inflation eines Begriffs, in: *Lebendige Seelsorge* 65 (2014), 116–120.
- Rosenberger, Michael, *Der Traum vom Frieden zwischen Mensch und Tier. Eine christliche Tierethik*, München 2015.
- Seyfarth, Robert M./Cheney, Dorothy L., The Evolutionary Origins of Friendship, in: *Annual Review of Psychology* 63 (2012), 153–177.
- Silk, Joan B., Cooperation without counting. The puzzle of friendship, in: Hammerstein, Peter (Ed.), *The Genetic and Cultural Evolution of Cooperation. Dahlem Workshop Report 90*, Cambridge MA 2003, 37–54.
- Silk, Joan B./Alberts, Susan C./Altmann, Jeanne, Social bonds of female baboons enhance infant survival, in: *Science* 302 (2003), 1231–1234.

- Silk, Joan B. et al., The benefits of social capital: close social bonds among female baboons enhance offspring survival, in: *Proceedings of the Royal Society London B* 276 (2009), 3099–3014.
- Silk, Joan B. et al., Strong and consistent social bonds enhance the longevity of female baboons, in: *Current Biology* 20 (2010), 1359–1361.
- Silk, Joan B. et al., Female chacma baboons form strong, equitable, and enduring social bonds, in: *Behavioral Ecology and Sociobiology* 61 (2010), 197–204.
- Smuts, Barbara B., *Sex and Friendship in Baboons*, New York 1985.
- Springett, Isobell, Kate & Pippin. An Unlikely Love Story, Quelle: <http://kateandpippin.com/> (Zugriff am 13.06.16).
- Walsh, Froma, *Human-Animal Bonds I: The Relational Significance of Companion Animals*, in: *Family Process* 48 (2009), 462–480.
- Wasilewski, Anja, „Freundschaft“ bei Huftieren? Soziopositive Beziehungen zwischen nicht-verwandten artgleichen Herdenmitgliedern, Marburg 2003.
- Wood, Lisa et al., The Pet Factor – Companion Animals as a Conduit for Getting to Know People, Friendship Formation and Social Support, in: *PLoS ONE* 10/4 (2015), 2.
- Zimmer, Carl, Friends With Benefits, in: *Time* (20.02.2012).